

Aus der Prairie.

Aus dem Englischen.

Es war ein heißer Nachmittag — vielleicht wissen Einige von Ihnen, wie heiß es in der Prairie sein kann, wenn sich kein Lüftchen regt.

Ich sah in dem kleinen Schalteraum der Eisenbahnstation, bei der ich angestellt war. Durch das Fenster konnte ich beobachten, wie die glühende Luft aus dem sonnenverbrannten Gras emporstieg. Die einsamen Gebäude, die hier und da und in der Entfernung verstreut lagen, erhielten dadurch ein solch unruhiges, schwankendes Aussehen, als ob sie jeden Augenblick hinweggeblasen werden könnten.

Durch die Stille ertönte plötzlich der Schall von Pferdehufen, die an dem Bahnhofsplatz anhielten, und bald darauf hörte ich auf den Brettern und in dem Wartezimmer ein eigenartiges Klappern des Geräuschs. Aufstrebend gewahrte ich einen Knaben von etwa 14 Jahren, der in der Thür stand. Sein rechtes Bein war über dem Knie amputiert, und er stützte sich auf ein Paar leichte Krücken, die er mit Karabinerriemen, wie bei der Kavallerie, befestigt hatte.

Er übergab mir einen Auslieferungsschein für ein Paket an den Obersten Kent, einen bedeutenden Viehhändler, dessen weitläufige Ansiedlung ungefähr eine Meile südlich von den Geleisen lagen.

„Sind Sie der Sohn des Obersten?“ fragte ich ihn, während ich ihm das Paket ausübergabte.

„Ja, mein Herr, ich heiße Charlie Kent.“ Dann drehte er sich um und betrachtete die Telegraphen-Apparate mit neugierigen Blicken. Er sah so frisch, so gesund und so aufgeweckt aus, daß ich ihm erlaubte, zu mir herein zu kommen und sich alles genau anzusehen.

Seine Augen leuchteten auf.

„Wenn Sie es geflatten, thue ich es sehr gerne. Der vorige Beamte war ein so brummiger Mensch, daß ich mich stets zu fragen fürchtete.“

Da ihm die Gegenstände zu interessieren schienen, erklärte ich ihm in kurzen Worten das System des Schließels und des Anschlägers und versuchte, ihm begreiflich zu machen, wie man eine Nachricht forschicht und erhält. Er hörte mir aufmerksam zu und schien alles ganz gut zu verstehen.

„Ja“, sagte er, nachdem ich geendet hatte, „so ganz ungewiß bin ich nicht mehr, denn ich habe schon Einiges darüber in Büchern gelesen. Würden Sie so freundlich sein und mir das Alphabet aufschreiben?“

Ich erfüllte seinen Wunsch, und er barg das Stückchen Papier sorgfältig in sein Taschchen.

Als er erfuhr, daß mir dieser Theil des Westens noch unbekannt sei, erklärte er mir Verschiedenes über die Gegend und schloß eine außerordentlich sorgfältige Beschreibung des Wildes, der Vögel und deren Gewohnheiten mit ein, die mich, als Jagdliebhaber, sehr interessirte. Ehe er mich verließ, erzählte er mir noch, daß er sein Bein während eines indianischen Ueberfalles vor vier Jahren, ehe die Eisenbahn erbaut worden war, verloren hatte. Seines Vaters Besingung war unermüdet angestrengt worden. Er war damals erst zehn Jahre alt. Da er sich außerhalb des Hauses befand, hatte er unheimlich entsetzlich schreien können und sich im Gebüsch verborgen, wo ihn eine vertirte Kugel in das Bein traf.

Ich begleitete ihn zur Thür, als er Abschied nahm, und war erpönt, wie sicher er sich auf seinem Poney fühlte. Seine Krücken hing er hinter sich, während sich gewandt in den Sattel und ritt im scharfen Galopp nach Hause.

Etwa eine Woche später kam er eines Nachmittags wiederum zu mir. In der Zwischenzeit hatte er das telegraphische Alphabet auswendig gelernt und konnte alle Zeichen mit Leichtigkeit wiederholen. Am folgenden Tage besuchte mich der Oberst selbst, ein lebhafter, munterer Herr, der die Genesung hatte, allen Reuten die Hände zu schütteln. Er war der Typus eines Grenzansiedlers. „Nichts für ungut, Herr Beamer“, begann er, „mein Sohn möchte gar zu gern Ihre Kunst erlernen. Sehen Sie — er fühlte sich so einsam, denn er kann nicht mit den anderen Knaben spielen, seines Beines wegen; wenn Sie ihn also um sich bulben wollen und ihn anlernen, — er begreift ziemlich rasch und faßt sehr leicht auf — nun — es soll Ihr Schade nicht werden, was beanspruchen Sie?“

„Aber Herr Oberst!“ — ich mußte über seine geschäftlichen Eifer lachen — „seine Gesellschaft wird mir nur willkommen sein — ich bin so ganz allein hier — einen Kontrakt brauchen wir also nicht aufzusehen.“

Charlie war ein gelehriger Schüler.

Nach einem Monat konnte er eine Botschaft forschenden und empfangen, wenn auch natürlich noch sehr langsam. Sein Vater freute sich demnach über seine Fortschritte, daß er mir einen Reipony zum Geschenk machte, und als sich Charlie kurze Zeit darauf in den Kopf setzte, welche prächtige Idee eine private Verbindung von der Ansiedlung nach der Station sein müßte, beauftragte mich der Oberst, zwei Apparate und den Draht aus Chicago kommen zu lassen.

Die Vieh Jungen (Cow boys) legten unter meiner Aufsicht die Leitung an, und obgleich dieselbe nicht sehr stramm angehängt war und die Stangen nur aus einander gefügten Trampeln bestanden, arbeitete sie doch ebenso gut wie die Hauptlinie. Da ich den Apparat an meiner Endlinie nicht in meinem Bureau haben wollte — der übertrieben dienstfertige Herr, unser Bahnwärter, machte dagegen opponiren — so stellte ich ihn an einer Seite des großen, leeren Güterschuppens auf.

Der Herbst war schon vorgeschritten, und meine Pflichten wurden anstatt schwerer nur leichter. Außer zwei Güterzügen, einen über den andern Tag, kamen noch die tägliche Post und die Expresszüge nach Osten und Westen durch, letztere zwischen ein und vier Uhr des Morgens. So hatte ich vollauf freie Zeit, die ich größtentheils mit Charlie auf der Hühnerjagd verbrachte. Er schoß ausgezeichnet aus dem Sattel, obgleich es ihm, wie er mir sagte, viel Mühe gekostet hatte, bis sich sein Poney an das Schießen gewöhnte. Die übrige Zeit des Tages las ich entweder oder tritt spazieren, so lange das entzündende, indianische Sommerwetter anhält.

Während einer Nacht im Oktober brach ein entsetzliches Sturmwetter los; Regen und Hagel blendeten die Aussicht. Der Ortland entlud sich, kurz nachdem der westliche Zug die Station verlassen hatte, und ungefähr eine Stunde, ehe der östliche fällig war. Ich wurde durch das wilde Brausen gewedt und stand auf, um Umschau zu halten. Der Regen goß in Strömen, und der Wind machte das Gebäude erbeben, während die Wälder unaufhörlich niederjuckten.

Als ich in den tosenden Sturm hinaus sah, enthüllte ein außerordentlich leuchtender Blitz für einen Augenblick eine Gruppe Reiter, die über die Prairie auf die Station zu galoppirt kamen. Ich verweilte noch, um, wenn möglich, einen zweiten Blick zu erhalten, aber ohne Erfolg, wahrscheinlich hatten sie sich nach links gewandt.

Kurz nachher hörte ich am anderen Ende des Gebäudes sie anhalten. Vielleicht wollten sie Schutz vor dem Sturm suchen, vielleicht auch auf den Zug warten. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Reisende öfters eine Stunde vor Abgang desselben eintrafen, und deshalb fiel es mir weiter nicht auf. Ehe ich aber meinen Platz am Fenster verließ, hörte ich sie von der Plattform auf die Thür zustampfen, und ich zog mich etwas auf die Seite zurück, um sie vorbeigehen zu sehen. Ich ließ gewöhnlich in der Zwischenzeit, in der ich die Züge erwartete, eine heruntergeschraubte Lampe brennen. Diese leuchtete ein wenig durch das Fenster, und als die Männer in den schwachen Lichtstrahl traten, konnte ich sie genau betrachten.

Sie waren alle sehr kräftig gebaut. Sie trugen alle gelbe Gummiärmel und hatten alle die Krämpfe ihrer weichen Schlapphüte über die Stirn heruntergezogen, um sich vor dem Regen zu schützen. Nicht unter den Augen hatte sich jeder einzelne ein rothes Taschentuch um das Gesicht geschlungen. Dies fiel mir als etwas Ungewöhnliches auf und beunruhigte mich einen Augenblick, dann kam mir der Gedanke, daß sie die Tücher vielleicht als Schutz gegen den Hagel umgebunden hätten.

Einen Augenblick später schlugen sie an die Thür und verlangten Einlaß. Ich gewährte diesen nie gern so lange vor Abgang eines Zuges, denn manchmal wurden mir Gügelbriefe zugestellt, und ich besah keinen Kassenstrahl, um Werthgegenstände wegzuschleppen. Einmal mußte ich ein Paket von 2000 Dollars drei Tage in meiner Tasche mit mir herum schleppen, ehe der Eigenthümer sich meldete. So war ich gelegentlich um meine Sicherheit besorgt.

Diese Nacht war aber ich nur im Besitz einiger mir gehöriger Dollars und einer fast leeren Posttasche. Dennoch fragte ich, ehe ich öffnete: „Wer ist da, und was wollt Ihr?“

„Reisende für den Zug“, kam es zurück. „Wir sind alle naß und wollen uns vor dem Regen schützen.“

Ich schloß die Thür auf, und sie drängten sich in das Zimmer.

Bei der helleren Beleuchtung hier innen erschienen die Taschentücher, die ihre Gesichter verhüllten, so sehr als Vermummung — und eine vortreffliche dazu — daß ich unwillkürlich einen Augenblick zurück-

fuhr und einen hastigen Schritt nach dem Schalter machte. Sofort verlegte mir einer der Männer einen Schlag mit der Faust, und wenn derselbe auch nicht sehr hart war, so kam er doch so unerwartet, daß ich jeden Halt verlor und hinfiel. Kaum lag ich am Boden, als mich auch schon zwei ergriffen, mich auf das Gesicht legten und mich festhielten. Die Anderen banden mir die Hände nach rückwärts, fesselten meine Füße und rollten mich dann auf meinen Rücken zurück.

„So, mein Hühnchen“, sagte einer, der Anführer zu sein schien, „wir haben nichts gegen Dich, und es soll Dir nichts geschehen, so lange Du Dich ruhig verhältst. So wie Du Dich aber mußt oder Lärm schlägst, giebt's was zu schießen.“

Sie schienen mit dem Bureau und dessen Umgebung vertraut zu sein — wahrscheinlich hatten sie schon früher hier Besuche abgestattet. Zwei von ihnen hoben mich auf und trugen mich nach dem Güterschuppen, während ihnen ein Anderer mit der Lampe vorausging und die Thür öffnete. Einen Augenblick sah ich mich forschend an, dann legten sie mich auf die Erde gegen die Wand, gaben mir einen alten Mantel als Kopfstütze und, nachdem sie mir Schweigen anbefohlen hatten, kehrten sie in den Wartesaal zurück.

Da lag ich also allein im Dunkeln. Ich dachte nach, und ziemlich rasch, denn ich befand mich in furchtbarer Aufregung.

Ihr Vorhaben war klar genug — sie wollten den Zug hier aufhalten und ihn berauben. Der Postkassirer nach dem Osten führte fast immer eine Menge Geld in seinem Schrank mit sich, oft genug auch Goldbarren aus den westlichen Meinen; wenn ihr Plan also gelang, ernteten sie reiche Beute. In letzter Zeit war diese Gegend durch öfter derartige Anfälle benurruht worden, und so war ich überzeugt, daß ich ihren Plan errathen hatte.

Dadurch, daß sie das Zugpersonal überrasten, konnten sie dasselbe leicht überwältigen. Die Post- und die Gepäckwagen würden sie von dem übrigen Zug trennen, würden die ersteren mit der Lokomotive eine oder zwei Meilen weiter östlich fahren und sie dort in aller Stille und Gemüthsruhe plündern. Vor Kurzem war derselbe Anschlag auf einer anderen Linie gescheitert, und aller Wahrheitsliebe nach würde er auch hier gelingen, wenn ich ihn nicht auf irgend eine Weise vereiteln konnte.

Ich versuchte, meine Hände zu befreien, aber sie waren so fest gebunden — so fest, daß mir die Bänder fest in das Fleisch schnitten. Und dann überlegte ich, daß ich, selbst wenn ich frei wäre, unmöglich ungeschrien entfliehen und den Zug warnen konnte, denn beide Thore des Güterschuppens waren verschlossen, und die Schlüssel zu denselben befanden sich in der Schublade des Schalterraums. Gerade jetzt ward die Thür, die in's Wartezimmer führte, geöffnet, und einer der Schurken schaute hinein.

„Strich, junger Mensch, lebst Du noch?“

„Ja.“

„Wir wollen wissen, ob Du etwas an diesem Telegraphen-Apparat zu schaffen hast, damit man keinen Verdacht schöpft — hast Du noch irgend eine Nachricht abzugeben?“

Das war ziemlich unersfunden, und einen Augenblick kam mir der Gedanke, daß es mir doch vielleicht gelingen könnte, eine Warnung fortzuschicken. Ich wollte gerade „Ja“ antworten, als die andere Stimme mir zuvorkam: „Laß den Kerl in Ruhe, sowie der die Maschine in die Klauen bekommt, läßt er den Zug anhalten. Sei kein Narr, komm heraus und mach die Thür zu.“

Sie ward zugeworfen, und ich befand mich wieder allein im Dunkeln. Meine beengte Lage und die festgeschürten Stride begannen mir jetzt Schmerzen zu verursachen, und ich blinzte mich um, mir Erleichterung zu verschaffen. Plötzlich erinnerte ich mich einer Anekdote, die vor einigen Tagen von dem Güterzuge zurückgelassen worden war, und die ich vom Stiel losgelöst und in eine Ecke gelegt hatte, um einem möglichen Unfall vorzubeugen. Ich rollte mich weiter und weiter, bis meine Füße die gegenüberliegende Wand berührten, setzte mich in der Ecke auf und suchte mit den Händen nach der Säge.

Zu meiner großen Freude fand ich sie, brachte die Stride gegen einen der Sägen und begann vorsichtig vor- und rückwärts zu reiben.

Im nächsten Augenblicke waren meine Hände frei, eben so rasch meine Füße. Ich entlebte mich meiner Stride und konnte mich jetzt ohne das geringste Geräusch bewegen.

Dennoch konnte ich nichts unternehmen. Ein Entkommen war unmöglich, und ich wollte mich gerade wieder in meine alte Lage zurückbringen, um ei-

nem zweiten Faustschlag zu entgehen, falls mich die Hallunken übersehen sollten, als ein leichtes „Spiz — 3 — 3“, dem ein leuchtender Funke folgte, meine Aufmerksamkeit nach der südlichen Seite des Raumes lenkte. Es war der Apparat unserer Privatlinie, der durch den Blitz beeinflusst wurde — ein ganz gewöhnliches Ereigniß, das man in Telegraphenbureaus während eines Donnerwetters öfters beobachtet kann.

Mit einem Sprung war ich an dem Apparat und untersuchte die Verbindung. Alles war in Ordnung, wenn gleich man durch das starke Rauschen des Regens kaum den Anschläger hörte. Es schien fast eine Unmöglichkeit, daß ich um diese Zeit in der Nacht eine Antwort von Charlie erhalten konnte, da es aber mein einziges Mittel war, löhnte es sich des Versuchens. Deshalb begann ich, seinen Namen martelnd „Ch.“

„C—h—c—h—c—h“, rasselte ich, und schließlich ward zu meinem größten Erstaunen die Verbindung hergestellt, und die Antwort kam.

„Ja — C—h.“

Dann „sprach“ ich zu ihm in meiner Aufregung viel rascher, als der gute Junge die Worte aufnehmen konnte, und er unterbrach mich mit „langsam.“

„Ja — ich — ich“, flötete ich, rufe sofort Deinen Vater.“

„Nicht zu Hause“, kam die Antwort, „alle fort, um das Vieh einzufangen, das der Sturm verschlagen hat.“

„Ja — ich — ich“, rief ich zurück, dann hielt ich an, um nachzudenken.

„Kannst Du an die westliche Kreuzung reiten und dem Zug signalisiren, daß er anhält?“

„Ja, warum?“

„Nimm eine Laterne und wickle ein Stück blünnen, rothen Flanell darum, wenn Du welchen hast. Schwinde sie über die Geleise, sobald Du die Kopslichter siehst, und höre nicht eher auf, als bis angehalten wird. Sage dem Zugführer, daß acht Männer hier sind, die den Zug berauben wollen. Eile, so sehr Du kannst.“

Auftrag verstanden. Donnerwetter! — das Legiere wohl, um sein Erstaunen Luft zu machen, dann hörte ich nichts mehr.

Ich hoffte jetzt, daß die Schurken überlistet werden würden, obgleich Alles natürlich von Charlie abhing. Aber es war etwas, was gerade für ihn paßte. Im Geiste sah ich ihn auf seinem Poney die Laterne in der Hand, über die Prairie dahinsausen, als ob ein Rudel Indianer hinter ihm her sei.

Unterdessen hielt ich es für's Beste, meine alte Lage an der Wand wieder einzunehmen, um jeden Verdacht zu vermeiden, im Falle die Räuber mich ausfragen würden. — Die Zeit schien mir so dahinzuschleichen — bis ich fast mit Gewißheit annehmen durfte, daß der Zug fällig sein müsse. Aber er kam nicht, obgleich ich die Bewegungen der Hallunken von der Richtigkeit meiner Vermuthung überzeugten, — wahrscheinlich hatte er schon etwas Verspätung, und das beunruhigte sie. Nun öffnete auch einer die Thür und rief mich an:

„Sag, Ingenieur, ist der Zug pünktlich?“

„Ja“, erwiderte ich, „um zwei Uhr war er's noch, seit der Zeit habe ich nichts mehr gehört.“

Er zog sich wieder zurück, und zehn Minuten lang blieb alles ruhig. Plötzlich hörte man durch das Sturmgewühl ein schwaches, entsetztes Pfeifen. Im nächsten Augenblicke entstand eine lebhafte Bewegung im Wartezimmer — die Schurken versammelten sich auf dem Bahnhofsplatz.

Ich sprang auf meine Füße und stellte mich an die Wand, die dem Geleise am nächsten lag. Mein Ohr gegen die Bretter legend, konnte ich nun deutlich das Geräusch des schnell herannahenden Zuges vernehmen. Ich versuchte mir vorzustellen, wo die Schurken sich aufgestellt haben konnten. Wahrscheinlich hinter einer Ecke des Gebäudes, um sofort, mit dem Revolver in der Hand, vorzuspringen. Der Zug war jetzt ganz nahe und hielt mit Schrauben und Zischen und Pfeifen vor der Station an. Fast im selben Augenblicke hörte ich das donnernde Kommando „Hände hoch“, dem vier fünf Revolvergeschüsse folgten, den Lärm eines Handgemenges auf der Plattform, der aber bald beendet war, und dann ein wahres Babel von Stimmen und das Geräusch vieler Füße auf dem Bahnhofsplatz.

Geschäft zu regeln. Wir haben die Räuber im Gepäckwagen untergebracht — kommen Sie und sehen Sie sich die Bande einmal an.“

Es waren zwölf Menschen. Zwei von ihnen lagen verwundet auf dem Boden, aber nicht gefährlich.

Jetzt kam Charlie auf seinen Krücken daher gehend, nur mit einem Paar Hosen und seinem rothen Flanellhemd bekleidet, dessen einen Ärmel er heruntergerissen hatte, um ihn über die Laterne zu wickeln. Er war vollständig durchnäßt, seinen Hut hatte er unterwegs verloren, und er machte einen so erbärmlichen Eindruck, sah so zerfetzt und zerlumpt aus, daß die Passagiere, die sich in Lobeserhebungen ergingen, eine Kollekte für ihn veranstalteten.

Nachdem der Zug die Station verlassen hatte, trafen wir uns im Wartezimmer. Dort besprachen wir die Sache und versuchten darüber nachzudenken, wie viel wir der Express Company für den Gebrauch unseres Privattelegraphen anrechnen sollten. Einige Tage später, mehr des Spases halber, als es darum zu thun war, schickten wir eine Rechnung über 50 Dollars ein, die sofort und mit vielem Dank für das, was sie unser „rasches Handeln“ nannten, bezahlt wurde.

Im zweiten Jahre.

Original-Artikel von des „Neuen Bester Jour nal.“

„Ach, verehrte Nichte, Du scheinst ja nicht besonders bei Laune zu sein.“ Ich habe auch Grund genug zu schlechter Laune.

„Doch, Ihr habt doch nicht etwa gezankt?“

„Nein, er nicht; nur ich. Also eine Gardinenpredigt? Wenn Du so willst, ja.“

Aber die pflegt doch gewöhnlich das Gemüth zu erleichtern und Beruhigung und Schlaf der Damen ebenso zu befördern, wie die der Herren Ehemänner zu schädigen.

Spotte nur; unser Kummer bedrückt den Mann nur so lang, als er uns liebt; Rudolf aber liebt mich nicht mehr.

Was Du nicht sagst! Und von ihm selber habe ich gestern das Gegentheil gehört.

Zwar, er liebt so, wie ihr Männer im zweiten Jahre liebt. Bis das erste Kind da ist, seid ihr aufmerksam. Dann soll sich die Frau in eine Amme, in eine Wirthschafterin verwandeln und überhaupt keinen Anspruch mehr haben auf Lebenswirdigkeit, auf Aufmerksamkeit, auf Huldigungen. Aber ich sage Dir, ich bin nicht so harmlos dumme, wie die anderen Frauen; ich habe entweder meinen Mann ganz oder gar nicht. Ich theile ihn nicht zwischen mir und dem Knecht, oder mir und der Zeitung, oder mir und der Pflaue. ...

Eine Andere ist also nicht im Spiel? Das fehlte noch; ich bliebe keine Sekunde bei ihm.

Stolz lieb' ich die Gattin! Aber sage, welchen Grund zur Klage hast Du dann eigentlich?

Ich habe Dir's doch gesagt! Rudolf liebt mich nicht mehr. Er vernachlässigt mich. Er kommt Abends nachhause und gähnt. Dann fragt er mich mehr mechanisch als aufrichtig: „Also, was giebt's denn Neues, Kleine?“ Dann schaut er nach dem Boden und spielt mit dem. Dann legt er sich zu Tisch und redet die alltäglichsten Dinge. Dann zündet er die Pfeife an und liest die Zeitung oder ein Buch. In ein Theater oder ein Konzert will er nicht gehen. Er will Ruhe haben am Abend. Als ob ich ihn geheiratet hätte, um mich in meinen jungen Jahren in meinen vier Wänden zu vergraben. Und wenn ich ihm, wie vorhin, darüber Vorkommnisse mache, daß er gegen jeden Vorkommnisse ist und nur gegen seine Frau fache, so wird er noch obendrein böse und sagt mir Sottisfen.

Beispielsweise? Vorhin sagte er: Also so sind die Geschickten! Wie sind dann erst die Dummen?

Was will er damit sagen? Daß wir Frauenzimmer alle dumm seien, und daß der Mann ein Gesel ist, wenn er überhaupt heirathet.

Ein weiser Spruch, der fogar Mandches für sich hat.

und Annehmlichkeiten des Elternhauses hingeben, um seine Frau sein zu könne und nun soll er es noch sein, der Grund zur Reue hat?

Freilich er. Du entschuldigst wohl meine verwandtschaftliche Aufrichtigkeit. Aber er, der ernste und geachtete Mann, hat ein junges, angeblich wohl-erzogenes Ding aus dem Elternhause genommen, das ihm eine sorgsame Frau sein und ihm das Leben angenehm machen sollte, und er hat statt ihrer ein anspruchsvolles, eitles, oberflächliche Person gefunden, die nicht seine Frau sein will, sondern seine Geliebte.

(Weint.) So was sagst Du mir, Onkel, ich habe immer geglaubt, daß Du es wenigstens gut mit mir meinst! Wie kannst Du mich so beleidigen!

Weil ich's gut mit Dir meine und weil ich Dir rechtzeitig den Kopf zu rechtefegen möchte, bevor Du Deinen Mann Dir wirklich entfremdest, drum gebrauche ich so starke Worte, und ich wiederhole Dir, Du und alle die Frauen, die so denken, wie Du, wollen nicht Frauen sein, sondern Geliebten, und euch fehlt das, was die Bauernfrau von der Liebe ihres Mannes überzeugt, gelegentlich eine tüchtige Tracht Prügel.

Onkel! Schon gut! Ich weiß schon, was Du sagen willst, daß Du brav bist und kein Auge vom Kinde verwindest, und daß Du nur deshalb aufgebracht bist, weil Du Deinen Mann zu viel liebst. ... auch Ihr's denn nicht so? Ich will nicht behauptet sein, wie eine Wirthschafterin. Ich habe ihn geheiratet, weil er der Einzige war, der mir, ohne jede Komplimente zu sagen, doch so gehelligt hat, daß ich vor mir selbst gehoben worden bin. Ich habe Liebesbeweise bekommen, daß er mich auf Händen tragen wird, wie als Bräutigam, und nun leben wir zusammen, als ob wir schon dreißig Jahre verheiratet wären. ...

Liebe Nichte, ich muß Dich bitten, wenn ich nicht die Geduld verlieren soll, endlich davon aufzuhören, was Du erwartest. Vielleicht hat auch Dein Mann was Anderes erwartet. Sage mir, liebst Du Deinen Mann?

Freilich, nur zu viel. Müchte ich denn sonst haben, daß er immerfort um mich ist?

Entschuldigung; daraus ersehe ich nur, daß Du Dich liebst und daß Dir unter den Kourmachern Dein Mann als der Annehmbarste erscheint. Du hast ihn nie geliebt. Du liebst ihn noch heute nicht. Du bist ein hohes, egoistisches Geschöpf.

Onkel, wie habe ich von Dir solche Worte gehört.

So ist es Zeit, daß Du sie endlich hörst. Wie lange kennst Du mich? ... So lange ich lebe.

Weißt Du, daß ich's immer gut mit Dir gemeint habe? Ja, ich habe es wenigstens immer geglaubt.

Du kannst mir es auch jetzt glauben, und ich verbitte vielleicht großes Unheil, wenn ich Dir jetzt die Augen öffne. Weißt Du, daß Du auf dem Wege bist, ein Hausknecht zu werden und Deinem Manne das Leben zu verleiden?

Aber wieso? Ich frage Dich noch einmal: Liebst Du Deinen Mann so, daß Du wünschst, er möge glücklich sein? ... Wie denn nicht!

Nein, nein, das ist nicht die richtige Antwort. Ich meine nicht so, daß Du nichts dagegen hast, daß er sich wohl fühlen soll, so im Allgemeinen und theoretisch, ohne Dein Zutun, sondern ob Du ihn geheiratet hast mit dem Gefühl der Berechnung für ihn und mit der Absicht, ihm das Leben leicht zu machen. ... Nun, Du antwortest nicht?

Ich will nicht lügen. ... Das freut mich von Dir, denn wenn Du jetzt gelogen und auf meine Frage mit ja geantwortet hättest, so hätte ich Dich stehen lassen und Deinem Manne den Rath gegeben, sich sofort von Dir scheiden zu lassen. Wer nicht genug Ehrgefühl hat, die Lüge zu vermeiden, der hat auch nicht genug, die Wahrheit einzusehen und erzoget zu werden. Ihr Mädchen aber, wie Ihr erzoget seid, wißt alle nicht, was Liebe heißt und wie man mit einem Manne umgehen muß.

Wieso? Ich habe ja aber doch Rudolf nur aus Liebe geheiratet.

Aus Liebe, wie Du sie verstehst, wie Ihr Weiber hierzulande überhaupt die Liebe versteht. Der Mann, der Euch am besten gefällt, den meint Ihr zu lieben, von dem Ihr Euch am liebsten den Hof machen laßt, der am meisten der Eitelkeit Eurer Wünsche zu werden scheint. Euch fehlt die Ehrfurcht vor dem Manne, dessen Thätigkeit Ihr nicht zu würdigen versteht, der Euch bloß da zu gut zu sein scheint, Euch herbeizuschaffen und Euch zu bedienen.